

19]

## Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

(Nachdruck verboten.)

Als Rejer am zweiten Neujahrstag seine feinen blauen Seemannskleider bürstete und sein Haar abteifte und sich vor dem Stückchen Spiegelglas aufs beste zum Ball herausputzte, brummte er und war in ärgerlicher Stimmung:

„In der ganzen Zeit seit Weihnachten kein Buch angerührt, nur wegen dieser dummen Geschichte!

„Um ein Weiberheld zu sein! Was habe ich mit ihren Tanzunterhaltungen zu thun? Ich liege nicht hier, um mich zu amüsieren oder vor ihnen den feinen Junker zu spielen! — durchaus nicht — au contraire, im Gegenteil!

„Nur zwei Mark soll es kosten, sagen sie! Wenn es aber zur Sache kommt, soll man die ganze Takelung vom Mastknopf bis zum Kielschwein herab zur Parade fertig haben! . . . Vom Geld hängt es ab, ob ich dabei in Abstrich komme!“

Sollte er aber nun einmal hin, so wollte er dabei auch so viel Gewinn als möglich heraus schlagen und sich unterhalten!

Der Saal war mit Grün, mit Blechlaternen an den Wänden und mit einigen Flaggen über gekreuzten Marinefäbeln geschmückt.

So begann nun der Tanz bei den Klängen der Hörnermusik.

Rejer hatte seine Baumwollhandschuhe auf die Finger bekommen und führte nun eine Dame am Arm, die er heben mußte, so oft er mit ihr tanzte; sie war kaum von der Stelle zu bewegen, so schwerfällig war sie und so sehr trippelte sie . . .

So geht es denjenigen, welche niemand kennt! — Er merkte zu seinem Verdruß, daß er einen Holzfrachter schleppte, während die andern alle sich mit Vollschißen und schlanken, leichten Schönern und Briggs, oder hier und da mit einer etwas breiteren, rundgegahteten Galeasse — aus der Reihe der Verheirateten — im Tanze wiegten . . .

Es ging hier etwas steif zu. Ein Teil der Gäste bestand aus Marine-Unteroffizieren oder aus Beamten der Werfte und diese maßten den Rang jedes einzelnen mit dem Zollstab ab; das hörte Rejer aus den rechts und links geführten Gesprächen. Jedermann führte wohl die Seinigen zum Tanz, — gewiß ist nur, daß Rejer keine Dame bekam. Aber, wenn die Leute meinten, er sei hier, um den Boden mit all den Frauenzimmern zu fegen, welche die andern sitzen ließen, so irrten die Leute sich!

Seine Augen liefen im Saal herum; er fühlte, es handle sich nur um etwas Behendigkeit, sich hineinzuarbeiten . . . Die Anglaise tanzte er in aller Ruhe mit einer Galeasse, die auf einer Bank hinter ihm im Hasen lag und welche die Steuerung übernahm, da er mit dem Tanze nicht vertraut war.

Nun aber kam der Schottisch, und da wußte er, was er wollte! Er hatte eine kleine, stinke Braunnägige gesehen, eine mit kohlschwarzen Haarschichten und hellem Zirkleid, die keine solche Staatsdame schien. Das Antlitz war groß, — etwas mohrenmäßig; aber tanzen konnte das Mädchen, das hatte er bemerkt. Sie stand in der Reihe der übrigen und trippelte vor Ungeduld und wiegte sich in den Hüften; aber höher hinauf als zu einem Tanz mit einem Leichtmatrosen brachte sie es nicht. . . .

In einem Nu war Rejer an ihrer Seite und forderte sie erst zum Schottisch und nachher zum Schwedischwalzer auf.

Er wußte, was er that, — und er war nicht oft rund herum gekommen, ehe der starkgebaute, große, fremde Matrose, in den feinen blauen Kleidern, durch sein ruhiges, scharf geschnittenes Gesicht und durch sein ganzes Wesen Aussehen erregte. Er empfand es selbst, und insolge des angestregten, unnatürlich enthaltamen Lebens, das er so lang geführt, überfiel ihn nun ein seltsam stiller, wilder Rausch. Er hätte in alle Ewigkeit fort tanzen können; die Beine bewegten sich wie durch die Luft, die Glanzschuhe, die er in Malaga gekauft, knirschten nur so ganz leise mit; er fühlte sich leicht wie ein Vogel und die Zimmermannstochter hielt aus! —

Es war das ein behendes Mandrieren zwischen aller Art Paaren, langsamen und flinken, klozigen und stolpernden, ohne jemals anzustoßen, immer rascher und geschickter als irgend ein anderer! — Und als Rejer seine Tänzerin endlich nieder setzte, geschah es nicht, weil es an Willen fortzusehen gebrach, — er glich ein wenig einem scheu gewordenen Pferd, das ins Rennen gekommen, sondern weil die Musik plötzlich aufhörte.

Als Rejer von seiner Partnerin weg und quer durch den Saal schritt, fühlte er sich als Herr auf der Wahlstatt; niemand zweifelte nunmehr sein Recht an, sich hier auf dem Tanzboden zu tummeln. . . .

Ei! nun begann die langweilige Anglaise wieder, die er nicht konnte! Er war nun gar nicht mehr gelaunt, sich von irgend einer Madame an der Bugfirkrosse durch diesen Tanz schleppen zu lassen! . . .

Sein Mut hatte sich so gehoben, daß er von der Verteidigung zum Angriff überging; er betrachtete die übrigen schon ein wenig von oben herab. Nun war die Reihe an ihm, zu mustern und zu beurteilen!

Er sah in ziemlich flotter Stellung mit überschlagenen Beinen da und beobachtete die Anglaise und bemerkte dabei ganz gut, wie viele nach ihm schauten. Und sein Blick heftete sich immer öfter an eine Gestalt in blauem Kleide, so recht mittelmeerblau mit einer frischen Brise! — die in ihren weißen Strümpfen und zierlichen Schuhen eine ordentliche Fahrt hatte. Es war Sara Rördam, die immer unter den Vornehmsten tanzte. Es ließ sich nicht leugnen, sie besaß Figur und Haltung — wie jene kräftigen, biegsamen Maste, welche viel Tuch vertragen, ohne daß die Stengen bersten . . .

Ja, wahr muß wahr bleiben . . . sie hat eine stolze Erscheinung . . . prächtiges Haar . . . gelb und dunkel gemischt, ein bißchen wie das Zebra im Tiergarten von Triest — aber hübsch genug! Nur sollte sie die Nackenfaltung nicht noch spanischer machen, indem sie das Haar auf diese Art in einen Knoten wand . . . sie sah auch ohne das hochmütig genug aus! Und die Munterkeit strahlte ihr heute förmlich aus den Zügen; er hörte sie dort droben lachen, und nun kam sie immer näher herab . . . Es giebt doch allerhand Frauenzimmer auf Erden, dachte er, und manche mag man und andre mag man nicht, aber den Grund dafür kann niemand angeben! . . .

Sara Rördam kam in der Tanztour gerade auf den ihm gegenüber liegenden Platz und der flüchtige Blick, mit dem sie ihn streifte, besiegelte gleichsam seinen Gedanken. Der Blick war von einer Miene begleitet, die vermutlich sagen wollte, wie er da so mitten auf der Bank sitze, stecke er die Nase doch wohl ein wenig zu hoch in die Luft für einen einfachen Matrosen, der noch obendrein in ihrem Schuppen Holz spaltete!

Rejer legte seinen Fuß noch höher über das Knie und lehnte sich zurück, während er das stügende Wein nachlässig auf und ab wiegte.

Er schaute Sara mit jener musternden Unverschämtheit an, zu welcher sein ganzes Gesicht so gut eingerichtet schien; — es wurde ihr dabei, als tanzte sie vor einem Spiegel, der ihr Bild nicht gerade in Rosenlicht zurückwarf. Desto trohiger, gleichgültiger und — Rejer konnte es sich nicht verhehlen — prächtiger wurde ihr Aussehen. . . Sie plauderte und lachte mit ihrem Tänzer, warf aber den Kopf immer spanischer zurück, und als die Tour sie endlich noch weiter hinabführte, erhielt Rejer einen Abschiedsgruß ihrer Augen, welcher ihm für die gehabte Mühe vollen Dank sagte.

„Man braucht die Frauen nur zu ärgern, um sie hübsch zu machen,“ dachte sich Rejer; — „anders kommt kein Feuer in das Fischblut hier im Norden . . . ja, im Mittelmeer . . .“ Und damit eilte er, da die Anglaise gerade zu Ende war, wieder zur kleinen, breitnäsigen Zimmermannstochter hinüber. Aber das einzige, was er, nunmehr über ihren flechtenunwundenen Kopf hinweg, sah, war Sara Rördams in Blau gehüllte Gestalt, waren deren leuchtende Augen.

Der Abend schritt weiter vor und Rejer hatte schon mit Mädchen und Frauen getanzt. Durch die zwei geöffneten Gassenster blinkte die Sternennacht herein, die Taglichter des hölzernen Kronleuchters tropften vor Hitze und fladerten im Lustzuge. . . .

Rejer hatte günstigen Wind bekommen und er nübte

denselben aus, so sehr er es vermochte. Seine zwei letzten Tänze mit den Frauen von Honoratioren sollten Sara Rördam zeigen, daß er ihr gleichgestellt, wenn nicht gar ihr überlegen war.

Und nun schritt er dazu, sie selbst aufzufordern. Er sah sie, noch ganz erregt von dem soeben beendeten Tanz, mit einigen andern jungen Mädchen im Gespräch dastehen.

Da keine Täuschung darüber möglich war, auf wen er zusetzte, wichen die Freundinnen unwillkürlich zur Seite.

„Es ist wohl nicht leicht, von Jungfrau Rördam einen Tanz zu erhalten?“ grüßte er scherzend.

„Ich habe mich für den nächsten schon versprochen, muß daher danken!“ antwortete sie. Sie sah ihn dabei ein wenig trotzig mit den Augen, sie hatte sein Benehmen während der Anglaise noch nicht vergessen.

„Und den nächsten?“

„Ich danke, dieser ist auch vergeben!“

Rejer errödete; seine Nase begann mit einem Ansatze von Hohn emporzusteigen, aber er faßte sich rasch. Er wollte beweisen, daß dieser Korb ihn gar nicht weiter berührte und daß er hauptsächlich zum Dank für die Gastfreundschaft, die er Weihnachten bei ihnen genossen, sich ihr nun genähert hatte. Sie irtete sich wahrhaftig sehr in ihm, wenn sie glaubte, er werde hier vor ihr den Stutzer spielen.

„Sie verbrauchen wohl nun zu Hause nicht wenig Holz?“ begann er nachlässigen Tones.

„Warum fragen Sie danach?“

„Dann komme ich wieder jeden Morgen in den Schuppen!“ erwiderte er lachend.

Sie würdigte ihn keiner Antwort, sondern zog nur die Mundwinkel spöttisch herab.

Die Wahrheit zu gestehen, hatte es Sara nicht wenig über- rascht, Rejer in so feinem blauem Gewande auftreten und so gut tanzen zu sehen. Nun, da er so nahe an ihrer Seite stand, bemerkte sie, daß er über dem Knoten des Seidenhals- tuchs im Leinwand, nach Bauernart, einen silbernen Zilligrantknopf trug.

„Sie stammen sicher aus dem Westland?“ fragte sie.

„Warum?“ — kam es nun von Rejers Seite.

„Weil Sie sich gar nicht um das kümmern, was hier Sitte und Brauch ist!“ lautete die kurze, schnippische Antwort. Rejer lächelte herausfordernd.

„Hier vielleicht nicht mehr, als wenn es in Rio de Janeiro wäre?“

Seine Miene reizte sie, weiter zu gehen.

„Es wundert mich bloß, daß Sie hier nicht auch Rauch- fänge kehren!“ sagte sie und warf den Nacken zurück.

Rejer schaute sie fest an.

„Das kann ich Ihnen versichern, Jungfrau“, sprach er mit einer gedämpften Stimme, welche einen völligen Ausbruch zudecken sollte, „wenn Sie mir nur einen solchen Posten verschaffen, so geht Rejer Jansens Zuhl ins Kammerrohr, — so sicher, als er seine Steuermannsprüfung ablegt, trotzdem er keinen Schilling in der Tasche hat! . . . Ja, ich bin vom Westland her, Jungfrau, — von einem dortigen Orte her, der „Mitte drauf los!“ heißt, — ganz einerlei, ob nun der Weg durch einen Holzschuppen oder durch die Schornsteine Ihrer Stadt führt!“ Er nickte und verließ sie.

(Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Wanderer, wenn Du an diesem Sonntag den Königsveg entlang von Zehlendorf nach Wannsee pilgerst, vergiß nicht, kurz bevor der Wald beginnt, vor jenem Häuflein unscheinbarer und ziemlich verwitterter Gebäude, die rechts am Wege sich erheben, an- dächtigt auf die Knie zu fallen und ein stilles Gebet zu verrichten. Denn hier, mitten im Staub oder, im Falle eines Sonntagsregens, im Drei der Landstraße ist der liebe Gott am nächsten, näher als irgend einem andern Sterblichen, riefte er selbst von den Gletschern des Nordpols zum Himmel. Denn hier, mußt Du wissen, wohnt der Privatpächter des Herrgotts, der grümmte und fromme Westmarschall im Milchbauerkrieg: Hier ist das Mittergut Dippel und hier haust Herr Ring, der Berlin kein Bardon giebt und so fürchtbare Mache nehmen wird, daß auf 1000 Jahre hinaus kein Säugling einen Milch- bauern scheel anzusehen wagen wird, und würde er auch mit Ring- milch getränkt.

In der That ist Herr Ring ob seiner Frömmigkeit reichlich ge- segnet. Verfügte er früher schon über einen erleuchteten Geist, der ihn in den Tagen der sozialpolitischen Jugendjahre befähigte, in jedem Streikender einen Mauthörder nachzuweisen, so ist er neuer- dings mit einer Tugend beglückt worden, die für ihn von unschät- zbarem Wert ist; der Verachtlichkeit. Während er die reifen

Milchbauern um sich scharte und sie in fürchtbarem Milchkühn- verpfichtete, keinen Tropfen an das gottlose Berlin zu liefern, es sei denn durch die von der Gnade des Höchsten geweihte Milch- centrale, vergaß er selbst in einer vom Himmel inspicierten Zer- streutheit seinem hervorragendsten Abnehmer den Vertrag zu kündigen. Und nun muß er weiter seine Milch an seine lieben Berliner abseits der Milchcentrale los werden, während seine Mit- streiter, seine opfermütigen Milchsoldaten in den Fluten ihrer Milch verkaufen wie die Fliegen.

Aber Herr Ring von Dippel hat trotz seiner privaten er- sprichtlichen Vergesslichkeit als Oberkommandierender über die ent- seglichen Milchbäder, die in täglichen Schlachten angerichtet werden, Mitgefühl mit seinen Truppen. Die Menschenfurcht packt ihn vor der Verantwortung, und die Träume seiner Nächte zerren ihn in den Höllenpfehl jenes Oceans verunreinigten Wassers, das man Ringmilch nennt.

Der Milch-Waldersee hat soeben sein Abendgebet verrichtet, und nachdem er sich die Nachtmilche über die sorgenschwere Stirn gezogen hat, druselt er allmählich ein und träumt von jener ältesten Milch- centrale, dem gelobten Land, in dem allerdings nicht nur Milch, sondern auch Honig floß. Er sieht, wie die Köstnerstraße entlang ein gewaltiger weißer Strom entesselt daher schäumt. Die Kuben und die Mädchen waten mit bloßen Beinen in dem Gewässer mit 12 1/2 Proz. Fettgehalt fröhlich umher und lassen Papierstücken auf ihm treiben. Der Strom überflutet die Leipzigerstraße, seine Wogen umbranden das Schloß, der Vegasbrunnen wird von dem weißen Gischt umschäumt, und schon nähert die Flut sich dem Friedrichshain. Da bricht plötzlich die Sonne mit mächtigem Strahlenglanz aus den Herbstwolken hervor, und indem sie ihre Glut auf den Strom breitet, gerinnt die Milch und hält in ihrem zähen Quark die Kinder und die Straßenbahnen und alles fest, was auf den Straßen sich befindet. Und der Drei steigt, eine wahre Sintflut von saurer Milch, die alles Lebende zu verschlingen trachtet, und die Straßenreiner, bis an die Hüften im Milchmorast stehend, streuen mit ihren Schuppen in kühnem Wogen Kies auf die Oberfläche — statt der Brotkrumen und des Inders. . . .

Zu wilder Wut springt Herr Ring aus seinem Bette und schreit: „Ihr verdammten Esel, warum habt Ihr die Milch nicht abgelockt, dann wäre das Unglück nicht passiert, nun ist sie gekommen und der Teufel mag . . .“ Bei diesem lästerlichen Fluch löst Herr Ring das große Milchglas auf seinem Nachttisch um — denn er trinkt Tag und Nacht nur noch Milch — das Raß ergiebt sich über sein Hemd und der feuchte Frost erweckt ihn endlich. „Gott sei Dank, es war nur ein Traum!“ — senkt er dankbar und spricht ein Gebet. Dann holt er sich ein neues Hemd und ein neues Glas Milch, und be- ruhigt schläft er ein.

Liebliche Bilder malen sich in seinen Zügen. Seine Freunde aus dem Abgeordnetenhaus erzählen ihm, wie sie jetzt die kleinen Ballettatten beschenken. Nichts mehr von Diamanten und Blumen und Süßigkeiten. Jeder schickt seinem Schatz aus der Milchcentrale des Morgens 50 Liter Milch zum — Waden. Und die holden Dinger tauchen verjüngt und verschönt wie Aphroditen aus dem weißen Schaum empor und preisen die Güte ihrer Liebhaber. So wird der Landwirtschaft und der Kunst gleichermaßen geholfen.

Die geschäftige Phantasie des Milchweltmarschalls maßt sich alle die weihlodenden Wadewannen aus, und sein durch das rauhe Kriegshandwerk gehärtetes Antlitz leuchtet in seliger Milde. Niemals, so denkt er gerührt, ist das Angenehme so innig mit dem Nützlichen verbunden worden. . . .

„Verfluchtes Geplär!“ Die schönen Wadewannen sind ver- schwunden. Ein unsägliches Wimmern hallt durch die Nacht. Ver- gebens zieht der Schläfer die Mütze über die Ohren. Das Wimmern dringt hindurch und ein Grauen packt den Unglücklichen. Er sieht nichts. Nirgends zeigt sich ein lebendes Wesen, nirgends der Quell des entsetzlichen Klagens. Woher nur dies marternde Wimmern? Hub die Nacht selbst an zu weinen? Haben die Qualen, die die Menschheit je erlitten, ihren Mund geöffnet?

Der Oberamtmanu Ring triecht unter die Bettdecke. Umsonst. Seine Ohren werden immer schärfer und seine entsetzten Augen werden sehend, durchdringen das Dunkel, und der Schoß der Erde eröffnet sich ihnen. Und da gewahrt er den Ursprung des gespenstischen Tönens. Zahllose kleine Menschentinder liegen dicht nebeneinander, reglos, starr, und von ihren bleichen Lippen löst sich ein unendliches Klagen: „Weh, daß Ihr uns die Sonne raubtet durch Eure ver- gifteten Tränke. Wir klagen Euch an, wir klagen Euch an. Ihr nahmt uns die Sonne, Ihr Habfüchtigen, Ihr brachtet uns ins ewige Dunkel, laßt uns das Leben ward, Ihr Räuber, ihr Diebe, mit Euren Giften. Wir klagen an, wir klagen an, wir klagen . . .“

Der Generalissimus hält das Unwesen nicht mehr aus. Ein frommer Jörn kommt über ihn und er schreit: „Da sieht man wieder die Verrohung der Jugend: Nicht einmal im Tode können die Wälder Ruhe halten, sondern reizen zum Klassenhaß auf und hegen gegen die Landwirtschaft, verbreiten Unzufriedenheit, diese socialdemo- kratischen Kanakillen. Hätten wir die Prügelstrafe, so würde so etwas nicht vorkommen. Das sind die Folgen der Humanitätslosigkeit. Aber wir lassen uns das nicht gefallen, die begehrlichen Säuglinge sollen überhaupt keine Milch mehr kriegen, wenn sie mit der bisherigen nicht zufrieden sind, zum mindesten wollen wir einen Thaler für das Liter haben. Gott will es!“

Das Wimmern verstummt nicht, der Milchschlachtenkeller vernag es nicht zu überschreien. Aber nein, das ist kein Wimmern mehr, das ist ein lärmendes Klingeln.

„Herr Gott, der Apparat!“

Herr Ring stürzt an das Telephon: „Hier Oberamtmann Ring-Düppel. Wer dort?“

„Hier Milchcentrale.“

„Zum Donnerwetter, was giebt's?“

„Wir haben jeden Tag 480 000 Liter Milch empfangen.“

„Mensch, das ist doch keine Neuigkeit.“

„Aber wir haben nur 1000 Liter verkauft.“

„Na, und?“

„Wir wollen Ihnen nur berichten, daß unser Milchvorrat gegenwärtig auf 10 Millionen Liter angewachsen ist. Sollen wir sie salzen und damit ein neues Weltmeer gründen?“

„Ich bitte, keine faulen Witze! Verbuttert sie doch!“

„Kein Mensch kauft Ringbutter. Der vorhandene Butterberg ist bereits so hoch, daß auf dem Gipfel Schnee liegt.“

„Dann faust die Milch selber. Schluß!“

Schimpfend kriecht der Held von Düppel wieder ins Bett. Eben ist er drinn, so läutet es abermals am Telephon, so lange, bis sich der Oberamtmann wieder entschließt, sich zu erheben. Kaum hat er das Hörrohr ans Ohr gelegt, so rücht es ihn an:

„Hier Schulze! Sind Sie taub, Herr Ring?“

„Schulze? Das kann jeder sagen.“

„Schulze, Ring-Milch-Bauer!“ tönt es mit heftigem Nachdruck aus dem Apparat.

„Ach, Sie sind es, Herr Schulze! Was steht zu Diensten?“

„Erfahre soeben, daß sämtliche Mütter sich organisiert und verpflichtet haben, ihre neugeborenen Söhne selbst zu stillen. (Heulend.) Was fangen wir nun an, Herr Oberamtmann?“

„Unangenehme Nachricht! Aber vertrauen Sie auf Gott, Herr Schulze, der verläßt seine Bauern nicht. Wir werden siegen. Ich weiß ein Mittel.“

„Und das wäre?“

„Ich schreibe ein neues Flugblatt. Schluß!“

„Ja, da wird mir nichts andres übrig bleiben, als wirklich ein Flugblatt zu schreiben — jeuzt der Kermesse und setzt sich im Hembd an den Tisch und schreibt mit fliegender Feder das folgende:

„Bauern!

„Die Lage ist schwierig. Aber der Sieg wird unser sein! Dem Gott ist mit uns, und nicht mit den Berlinern!

Es giebt nur ein Mittel der Rettung. Wir müssen den Milchkonsum heben.

Darum kommt, deutsche Bauern, allesamt nach Berlin, und erklärt den Vohlott über sämtliche Lokale, die irgend ein andres Getränk ausshenken als Ringmilch.

Im Löwenbräu und im Kaiserkeller, im Café Red und in den Amorsälen — überall ertöne die Parole: Nur Ringmilch!

Wer sich weigert, wird boykottiert!

Deutsche Bauern, glaubt Ihr, daß diese Lokale auf Eure Rundschaft verzichten werden?

Nein, das können sie nicht, das wäre ihr Tod!

Darum, deutsche Bauern,

verlangt überall Ringmilch,  
trinkt selber überall Ringmilch,  
spendiert ausschließlich Ringmilch!

Ringmilch ist billig und gesund.

Kein ausländisches deutsches Mädchen im Kaiserkeller oder den Amorsälen wird sich weigern, Ringmilch zu trinken!

Nieder mit dem Champagner!

Nieder mit dem Bordeaux-Wein! Nieder mit den Schnäpsen!

Nieder mit den Berlinern! Es lebe die Ringmilch!

Jeder deutsche Mann und jedes deutsche Mädchen trinkt Ringmilch! Kein Chambre séparée ohne Ringmilch! Kein Tanz ohne Ringmilch! Kein Eingetangel ohne Ringmilch! Kein Bar ohne Ringmilch! In diesem Reichen werden wir siegen! Auf, aus Wert und an die Ringmilch!

Ringmilch ist die Tugend — Ringmilch ist die Deutscherheit — Ringmilch ist das Christentum! — Ringmilch ist Kaiser und Reich!

Die Milch-Centrale.

J. A.:

Oberamtmann Ring-Düppel.“

In Millionen flog das Ringblatt durch die Welt. Und es hatte eine ungeheure Wirkung. Acht Tage lang überschwemmten die Agrarier Berlin. Statt Wein und edler Biere wurde hinter jeder roten Laterne — zweiter Eingang vom Flur — Ringmilch getrunken. In den Tanzlokalen wurden die ausschweifendsten Orgien gefeiert, bei denen die Ringmilch in Strömen floß. Die Behörden kamen den Agrariern zu Hilfe, indem sie die Polizeistunde aufhoben.

Dennoch gelang es nicht, die Hunderttausende von Litern zu bewältigen.

Nach acht Tagen war der gesamte Adel Deutschlands unheilbar magenkrank, hatten sämtliche Damen des Tanzes und der Liebe den Agrariern die Fremdschaft gekündigt, und waren alle Lokale wieder zu Bier, Wein und Schnaps zurückgeführt.

Zugleich hatte die von der Milchwoche Erschöpften eine furchtbare Wut gepackt. Sie hätten sich zu Schanden getrunken, und es hatte doch nichts geholfen.

Jetzt galt es Rache an ihrem Verführer zu nehmen.

Im Zuge stürzten die wild gewordenen Agrarier nach Düppel, überfielen den Weltmarschall, bänden ihn und schleppten ihn nach der Milch-Centrale. Dort warfen sie den sich verzweifelt Wehrenden in den unergründlichen Abgrund einer riesigen Milchtaune.

Der Oberamtmann Ring schrie noch einmal im Todeskampf auf, dann versank er in einer weißen Unendlichkeit tiefer, tiefer, tiefer ...

Wenn ich mich nicht irre, junkt er noch immer! — J. o. c.

## Ein kleines Heuileton.

oe. Jäger. „Aber jetzt kommt er“, rief der Assessor. Er riß die Coupéthür auf und winkte mit dem Jagdmuff: „Merten! Gedal! Sie, Merten hierher!“

Der junge Mann auf dem Perron hörte die Stimme, wußte aber offenbar nicht recht, woher sie kam. Er horchte auf und sah umher, dann gewahrte er den Rufenden, hob grüßend die Hand und schwenkte das Gewehr. Mit raschen Schritten kam er auf das Coupé zu.

„Na man schnell, schnell! schrie der Assessor.“

Der Zug setzte sich schon in Bewegung. Mit einem Kühnen Schwung sprang der junge Mann auf das Trittbrett und in das Coupé hinein, er zog die Thür hinter sich zu und streckte zugleich den andren Herren die Hand entgegen: „Na das war ja noch geschafft!“

„Ja wo stecken Sie denn eigentlich?“

„Wir dachten schon, Sie kämen gar nicht mehr.“

„Bummelstrie! So auf die letzte Minute!“

Man lachte und schüttelte sich die Hände. Die beiden Jagdhunde blafften dazwischen.

„Ich bekam noch Abhaltung“, erzählte Merten, „ne Bestellung aus'm Ministerium. Ganz was Ueberflüssiges wieder, mußte aber erledigt werden. Ruhe Hektor!“ Er schob den Hund zurück, der wedelnd an ihn in die Höhe sprang. „Stusch Dich!“ fuhr der Geheimrat ihn an. „Herrschaften, aber schönes Wetter haben wir. Wenn sich das hält, laufen uns die Hasen von selber vor die Plinte.“

„Meine Frau spekuliert sogar auf'n Rehbod“, sagte der alte Herr von Dabrow.

„Giebt's ja ja nicht“, nälte der Assessor in Gardelieutenantston.

„Rehböde in der Manschnower Heide? Mumpzig!“

„Na erlauben Sie mal, beleidigen Sie Stubbe nicht. In seiner Heide kein Rotwild.“

„Wo können denn die Rehböde her, die er einem immer vorsetzt?“

„Alle selbst geschossen!“

„Ja natürlich, selbst geschossen!“ Herr von Dabrow strich sich lachend den schönen weißen Bart.

Man war in eine sehr animierte Stimmung gekommen.

„Wo ist denn eigentlich Edendahl?“ fragte Merten in die allgemeine Lustigkeit hinein.

„Edendahl? Ja, Edendahl! Die lachenden Stimmen verstimmten wie auf Befehl. Man sah sich an und schloieg.

„Nanu?“ Herr v. Merten machte ein verdunktes Gesicht: „Was ist denn los? Ist er voraus?“

„Herr v. Edendahl kommt nicht“, sagte frostig der Geheimrat.

„Kommt nicht, Edendahl?“

„Jott, nu thun Se doch nich, als wären Se 'n Neugeborenes“, schnarrte der Assessor. Stubbe hat ihn natürlich ja nich eingeladen.“

„Aus'm Klub ist er auch ausgeschieden.“ Herr v. Dabrow sah zu dem Assessor hinüber.

„Ja, wir haben es ihm deutlich gemacht“, nickte der Geheimrat.

„Aber was ist denn?“ Merten begriff noch immer nicht, dann schien ihm plötzlich ein Licht aufzuklämmern, er schlug sich an die Stirn: „Ach, wegen der Sache mit Fräulein v. Läderig.“

„Ja, wolle, Sie Unschuldengel, eben darum.“

„Ne Gemeinheit ist es von ihm gewesen“, entrüstete sich der Geheimrat.

„Ja, 'ne Gemeinheit“, stimmte Herr v. Dabrow bei, „ne junge Dame aus der Gesellschaft, 'ne Offizierstochter, unerhört.“

„Was ist denn nun eigentlich aus ihr geworden?“ fragte Merten.

„Weiß ich nicht. Verreist ist sie, zu 'ner Tante in Pommern, Erholungsreise, verstehen Sie?“

„Wenn's mit den jungen Damen soweit ist, reisen sie immer zu 'ner Tante in Pommern“, wigelte der Assessor.

„Eigentlich könnten sie sich doch heiraten.“

„So? Bobon denn?“ Der Geheimrat lachte auf. „Er hat nichts und sie hat nichts, und eh' er 'n besoldetes Amt bekommt, können noch zehn Jahre hingehen.“

„Das ist ja eben die Schüftigkeit“, sagte Herr von Dabrow.

„Keine Aussicht zum Heiraten da, und dann verfährt er 'n Mädel aus der Gesellschaft!“

„Na verführen“, Herr v. Merten lächelte etwas sarkastisch, „verführen und die keine Läderig, 'ne verliebte Krabbe ist sie: Augen rechts und Augen links, und jutsch, wenn sie 'n Männerstiesel knarren hört.“

„Geben können hält' sie mancher, hm“, nickte der Assessor; um seine Mundwinkel zuckte es ironisch.

„Na also, sie ist mehr schuld wie er, sage ich Ihnen. Ich kann ihn nicht so verdammen.“

„Aber sie ist doch aus der Gesellschaft.“  
 Der Beheimrat richtete sich auf. „Na wissen Sie Merten: nicht verdammen? Da ist kein Urteil scharf genug. Und wenn auch so'n junges Mädchen 'n bißchen fettiert, der Mann muß fest bleiben!“  
 „Muß er,“ bekräftigte Herr von Dabrow. „Wenn es sich um 'ne junge Dame aus der Gesellschaft handelt, muß er's bestimmen. Wenn er's nicht thut, ist er ein Lump.“  
 „Wenn wir da nicht streng wären, könnten wir ja nette Zustände bekommen. Aee, da steht die Ehre unsrer Töchter doch zu hoch, an die darf keiner rütteln.“

„Ja“, sagte Herr von Dabrow, „ich will mich gewiß nicht besser machen als ich bin, und ich bin auch mal jung gewesen und war kein Heiliger, und hab nicht gelebt wie 'n Mönch, aber 'ne Dame aus unsern Kreisen? Nein wissen Sie, Merten, das ist verächtlich, das verdient nicht mal 'ne ehrliche Kugel, das verdient die Hundspießsche.“

„Bravo!“ riefte der Beheimrat.  
 Der Assessor sah Herrn von Merten von der Seite an: „Ja ich weiß auch nicht, wie sie da noch ein Wort der Entschuldigung finden können, Merten. Gott es ist ja ne traurige Thatsache, man kann nu mal nicht leben ohne Liebe, aber schließlich ist man doch 'n Ehrenmann, und 'ne Dame aus der Gesellschaft? Aee, dazu sind doch weiß der Himmel genug andre da.“

**Musik.**

Theater des Westens. Heinrich Höllner, Sohn des vielgepriesenen Leipziger Liedertafelmannes Karl Höllner, nach längerem Wirken in New York jetzt zu Leipzig als Univeritäts-Musikdirektor wirkend, ist längst als ein tüchtiger Liedertafel-, Lieder- und Chor-Komponist wohl angesehen. Auch seiner „Faust“-Musik gedenkt man bei Nennung seines Namens gern. Vor etwa zwei Jahren wurde in der damaligen Sommeroper des „Theaters des Westens“ seine „Verfunzene Glode“ aufgeführt, eine Oper, die sich die Textfrage dadurch leicht gemacht, daß sie aus G. Hauptmanns bekanntem Märchendrama alles musikalisch Gutscheinende ganz unverändert an sich genommen hat. Uns schien damals die Stärke des Komponisten in den Chören der Oper zu liegen, echt lyrischen Stücken, die für die geringere Selbstständigkeit des lyrischen entschädigen konnten. Der äußere Erfolg war nur ganz vorübergehend. Von einer oder der andern Seite — ich glaube aus Leipzig — wurde diese Teilnahmslosigkeit des Publikums und der Kritik scharf angegriffen, allerdings mit Entschuldigung durch eine Minderwertigkeit jener Aufführung, und wurde zu Gunsten Höllners eine Art „Wiederaufnahme des Verfahrens“ gefordert. Dazu ist es nun feither in Berlin allerdings nicht gekommen. Nun aber wurde dem Komponisten eine andre Entschuldigung zu teil, indem vorgestern (Freitag) in der Winterstation desselben Theaters sein „Ueberfall“ mit einem Erfolg in Scene ging, den man wenigstens vorläufig und wenigstens äußerlich als einen großen bezeichnen kann.

Unter dem Gesamttitel „Im Jahre 1870“ hat H. Höllner zwei Opern geschrieben. Die eine heißt „Bei Seban“; ihr Text ist einer Episode aus Zolas „La débacle“ nachgebildet. Von einer Aufführung dieser Oper ist uns nichts bekannt. Die andre heißt „Der Ueberfall“ und hat für ihren Text die Novelle „Die Danaide“ von Ernst v. Wildenbruch benützt. Beide Texte sind von Höllner selber zurechtgemacht, beide Werke vor der „Verfunzenen Glode“ geschrieben, das zweite 1895; 1896 wurde es in New York, vor fünf Jahren zu Charlottenburg in einem Unterhaltungsaal und vor kurzem in Leipzig aufgeführt. Man wird gut thun, sich durch den Namen Wildenbruchs und durch die Wahl einer Geschichte aus den Preussenzügen in Frankreich nicht von vornherein auf ein Vorurteil für oder gegen die Sache festzulegen. Aber daß doch Höllner ein so sicheres Urteil über den Wert einer Dichtung und eine so sichere poetische Hand besäße, wie er eine sichere Meisterschaft des musikalischen Schaffens besitzt! Der Text beginnt mit einer vielversprechenden Exposition: einer Verschwörung französischer Frantkireurs gegen preussische Mienen, die mit Hilfe von Weiberlist ermordet werden sollen. Natürlich giebt es keine Bühnenverschwörung, ohne daß sie von einer Liebe gekreuzt würde. Und nun folgt, immer mit einer beträchtlichen Geschicklichkeit der Szeinanderfügung, eine ganze Schwadron von Eßelten, von Herzensverzweiflung und Spottchören, von Kriegs- und Volksgesang, von Tapferkeit und Sentimentalität, von Widerwärtigem und Süßem, von Pappenstreich und Liebe, von Traumbild und Nord, und endlich von Amarmung und Dolchstoß im fallenden Schnee, so daß man sich hinterher zusammenphantastieren könnte, man habe in der Berliner Siegesallee von einer Zither das „Weißt du, Mutterl, was ich träumt hab?“ gehört, und daß man auch schon die illustrierten Familienjournale vor sich sieht, für welche die Reproduktion solcher Szenen ein gefundenes Futter sein könnte.

Wie nun Höllner seine Musik in den Dienst dieser gewalttamen, zu den schümstern Skauern herausfordernden Variation Wildenbruchs gestellt hat, ist geradezu eine rührende Tragik. Durch Die und Dünn, über Stod und Stein geht er mit seinem Text; er folgt ihm genau in alle Sentimentalitäten und Mißfeligkeiten und Brutalitäten und Bühneneffekte und nochmal Sentimentalitäten, zu denen ihm sein wildenbruchsches zweites Höllner-Jah vorangeht. Als Komponist hat sein erstes Höllner-Jah gethan, was nur immer zu thun war. Der hochdramatische Chor jener Exposition ist ein Meisterstück, die in den tiefen Lagen der Blechbläser wühlenden Harmonien sind von gewaltiger

Wirkung, das Herausentwideln der lyrischen Aufgehunkte aus dem dramatischen Fortgang ist gut gemacht, das unendliche Recitativ Wagners und seiner Nachfolger als Ausdrucksmittel virtuos benützt. Es giebt nicht viel so gute Musik, nicht viele so selbstlose Komponisten, aber sehr viele derartige Texte.

Ueber ein Zugrundespielen des Stückes werden wohl diesmal des Komponisten Freunde nicht zu klagen haben. Camilla Goehl als die höchstdramatische Bäuerin und Lina Doninger als die spöttische Jüngere, sowie Hermann Steffens als der Hauptverschwörer sangen und spielten, daß es eine Freude war; der Tenor Wilhelm Otto erwies sich als einer der besseren seines Faches, freilich mit der sehr flachen Klangfarbe, die diesen häufig eigen ist. Regie (Jacques Goldberg) nicht zu vergessen!

Rettingen des alten Offenbach sind jetzt anscheinend sehr beliebt. Ein zweites so hochstehendes Werk wie „Hoffmanns Erzählungen“ dürfte sich allerdings unter seinem Vorrat nicht wieder finden. Im vorigen Winter war bei einer einzelnen Matinee seine Operette „Dorothee“ herangezogen worden, ein verhältnismäßig recht nettes Stüchgen. Sehr ähnlich, doch primitiver ist sein „Mädchen von Elizondo“, eine angebliche Komische Oper in einem Akt. Vielleicht hat sie der Komponist geschrieben des wirklich erinnerungswerten Terzettes halber, in dem sie gipfelt, vielleicht auch eines Publikums halber, das eventuell schon am Uebrigen genug Unterhaltung finden konnte. Das „Theater des Westens“ hat durch die Aufführung dieser „Bluette“ (zu deutsch: „Schmarren“) vor jenem „Ueberfall“ seinen Mitgliebern Reinhold Bellhof, Irma Lutz und Margarete Lieban-Groß Gelegenheit zu einem hübschen Zusammenspiel, letzterer auch zu einem guten Singen Gelegenheit gegeben.

„Warnung! Nützliche Textbücher nur im Theater“ usw. Thatsächlich war das dort zu holende Elizondo-Textbuch alles eher als richtig und obendrein so theuer wie derlei immer. Man darf an diesen Nachlässigkeiten nicht so vorübergehen, als seien sie nur gewöhnliche Theater-Nützichtslosigkeiten. Sie sind vielmehr die charakteristische äußere Seite des tief inneren Glends unsrer Theatermusik-Dichtungen. Man sieht deutlich, wie wenig Respekt die Theater vor diesem Teil ihrer eigenen Leistungen haben. — sz.

**Humoristisches.**

— Bei'm Landbader. „Dummer Bub, fass doch den Herrn bei der Nase, wenn Du 'n rasierst. . . Wofür glaubst Du denn, daß die Nase da ist?“

— Großstadtlinder. Rätin: „Wo ward Ihr heuer in der Sommerfrische, Ella?“

Ella: „Auf einer Alm!“

Rätin: „Habt Ihr denn da was Ausständiges zu essen bekommen?“

Ella: „Nun, was halt eine Kuh bieten kann: Milch, Butter, Eier, Honig!“

— Erdrückender Beweis. . . . Und Sie wollen es beweisen, daß die Weiden sich geküßt haben?“

— Selbstverständlich: Erstens habe ich sie vom Nebenzimmer aus photographiert und dann hab' ich den Auf auch noch photographisch aufgenommen!“

(Flieg. Bl.)

**Notizen.**

— Die „Wiener Rundschau“ zeigt an, daß sie in der bisherigen Form nicht weiter erscheinen wird. —

— Viel Geschrei. Aus der „Leipzig-Gesellschaft“ hat sich eine „Leipzig-Hochschule“ entwickelt. „Lesen“ sollen daselbst Fritz Stahl und Dr. Max Osborn über „Klassische und moderne Malerei“, Philipp Spandow („Litterarische Neuerscheinungen“) usw. Das Honorar für den Cylus (8 bis 9 Worträge) beträgt 4 Mark. —

— Die „Neue Gemeinschaft“ veranstaltet heute (Sonntagmittag 12 Uhr) eine Matinee im Architektenhause. Der Eintritt ist unentgeltlich. —

— Helene Lieban-Globig scheidet mit Ablauf ihres Kontraktes aus dem Verbaude des Opernhauses aus. —

— Nach einer Meldung des „V. Z.“ wird Yvette Guilbert in diesem Winter mit einer Gesellschaft Pariser Künstler nach Berlin kommen, um hier in einem eigenartigen Rahmen einmal französische Cabaretkunst zu zeigen. —

— Die diesjährige Seceffionsausstellung hat ein so gutes Ergebnis gehabt, daß an die Garantiefondszeichner 30 Proz. gezahlt werden konnte, so daß diese nun im Ganzen 80 Proz. zurückhalten haben. Die Große Berliner Kunstausstellung hat mit einem Ueberfluß von 70 000 M. abgeschlossen. Die verkauften Werke repräsentieren einen Wert von 300 000 M. —

— Die Ausführung des Straßburger Goethe-Denkmal's ist dem Berliner Bildhauer Ernst Wägener nun endgültig übertragen worden. —

— „Todesstunde“, ein Gemälde des Düsseldorfer Malers Otto Heichert ist für das Antwerpener Museum angekauft worden. —